



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eine Unterredung zwischen Napoleon I. und Papst Pius VII.

— sein höchster und einziger Trost in der peinlichsten Verlassenheit.

Jener Ort war bewohnt; es befanden sich dort Europäer und unter ihnen Franzosen. Er hatte sie in der vaterländischen Sprache gegrüßt, sie aber hatten, weil er ein Priester war, seinen Gruß nicht erwidert. Er schlug nun unter einem Baume seine Wohnung auf, in einiger Entfernung von den Häusern, in denen er keine Herberge fand, und nährte sich ganze Wochen in Ermangelung des Brotes von unbekanntem Wurzeln, die er auf's Geradewohl versuchte, und von Schalthieren, die er roh verzehrte, da er kein Geräte hatte, sie zu kochen. Härter jedoch, als dieser Mangel, fiel ihm die fortdauernde Härte der Menschen und die Fruchtlosigkeit seiner Bitten durch so lange Zeit. Zuweilen warf ihm ein Bewohner des Dorfes beim Vorübergehen ein Schimpfwort zu und entfernte sich. Niemand wollte ihn anhören, geschweige denn ihm die Hand reichen, nicht einmal ein Greis, nicht einmal ein Kind. Der Gotteshaß dieser Menschen zerriß ihm das Herz und seine Körperkräfte schwanden dahin, erschöpft durch Kummer und Fieber.

Eines Tages sah er einen großen und schönen jungen Mann zu sich kommen, der ihn bei der ersten Ansprache fragte: „Erlauben Sie, haben Sie etwas zu essen?“ Es war ein Priester, den der Bischof ausgesandt hatte, ihn zu suchen. Nun war dieser da, aber zum Sterben vor Müdigkeit und Hunger, und hatte ebenfalls keine Mittel, weder den anderen mitzunehmen, noch die Rückreise anzutreten. Die Armut des Bischofs und die Unkunde des Landes waren die Ursache dieses gänzlichen Mangels. Die Liebe allein war im Stande gewesen, ihn bis jetzt zu erhalten. Er warf sich zur Erde und bat um ein wenig Nahrung.

Der andere bot ihm die Schalthiere an, von denen er hauptsächlich lebte, ungeheure Muscheln von grünlichem Ansehen, deren Anblick schon dem Hungerigen Ekel erregte. Er konnte nichts davon kosten, und sein bestürzter Wirt sah nun wohl voraus, daß der Unglückliche Hungers sterben würde. Dieser Gedanke drückte ihn zu Boden.

Wenige Tage darauf lagen die beiden Missionäre auf dem glühend heißen Boden hingestreckt, ganz aufgezehrt durch Fieber und Ungeziefer: „Wir sterben hier, sprachen sie; einer von uns strengte sich noch an, die letzte heilige Messe zu lesen; er soll dann dem andern die heilige Kommunion reichen, und so wollen wir dem Herrn unsere letzte Lobpreisung darbringen.“

Es war das Fest Mariä Himmelfahrt. Sie zogen das Loos, wer die heilige Messe lesen sollte; es traf den, der zuerst gekommen war. Dieser bringt nun, liegend vor dem Altare der Erde, das Opfer dar für seinen sterbenden Mitbruder und für sich selbst. Wohl zwanzig mal mußte er neu anfangen, indem er fast die Hoffnung aufgab, damit zu Ende zu kommen, und diese wahrhaftige Totenmesse dauerte beinahe drei Stunden! Endlich konnte der Totkranken dem Sterbenden die heilige Hostie reichen. Das Opfer war vollendet; der eine Martyrer, der in den letzten Zügen lag, schaute mit inniger Rührung auf den andern, der am Fuße des Altares dahinschmachtete; dieser hingegen erbaute sich an dem unschuldigen Sinn und an dem apostolischen Geiste des jungen Priesters, der mit solcher Gelassenheit am Beginn seiner Laufbahn endete. Mit der letzten Kraftanstrengung legte sich endlich der

Celebrant an die Seite seines Gefährten und so erwarteten sie den Tod.

Und der Tod zögerte nicht. In der Nacht starb der junge Priester. Sein letzter Hauch streifte die Lippen seines Mitbruders, der nur mit großer Anstrengung die Hand über seinen Kopf ausstrecken konnte zum Zeichen des letzten Segens und des letzten Lebens.

Beim Anbruch des Tages gingen einige Reisende an dem Plage vorüber. Sie sahen den Toten und an seiner Seite den Sterbenden. Sie brachten die Nachricht in's Dorf, und als man hier den Vorfall vernommen, ließen sich endlich die harten Herzen erweichen, oder vielmehr der Tod hatte gesiegt und Gott rief den Sieg aus. In großer Anzahl gingen sie hinaus, brachten frisches Wasser und Nahrungsmittel, und der noch lebende Missionär fühlte endlich, wie eine Hand die seinige drückte. Es waren nicht mehr die nämlichen Menschen.

An der Stelle, wo der Altar gewesen, machten sie eine Grube und senkten den sieggekroneten Missionär hinab; dann nahmen sie den Kranken in ihre Arme und hielten ihn über den Rand der Grube, damit er ihn segnen konnte. Sie taten noch mehr. Auf seine Bitten fällten sie einen großen Baum, machten ein Kreuz daraus und pflanzten es auf das Grab. So erschien jetzt das Kreuz und nahm Besitz von seiner neuen Erwerbung.

Gegenwärtig steht dort eine Stadt mit einer Kirche und zählt tausende von Katholiken, die eben so auf das Wort ihres Bischofs hören, als sie seinem Herzen teuer sind, und ihr Bischof ist — jener Missionär, den sie Anfangs so grausam zurückgestoßen hatten. Zu diesem Kreuze geht der Bischof, so oft er kann, und sein Herz frohlockt jedesmal über die wunderbaren Tugungen Gottes. Aber als er einmal am Fuße dieses Kreuzes zu dem Volke sprechen wollte, erstikten die Tränen seine Worte.

Das ist die Art und Weise, wie das Kreuz gepflanzt wird und Wurzel schlägt, wie eine Kirche sproßt und emporwächst, wie eine der Verfinsternung und der Verwilderung versfallene Gegend zu einem Bistum sich umgestaltet. Auf solche Weise greifen Platz die guten Sitten, die Schulen, die Hospitäler, die Wissenschaften; und von solcher Beschaffenheit sind oft die Männer, die von unsern hochmüthigen sogenannten Gelehrten zuweilen mit Hohn und Spott beworfen werden.

Eine Unterredung zwischen Napoleon I. und Papst Pius VII.

Bekanntlich wurde Papst Pius VII. trotz seines hohen Alters und seiner Kränklichkeit von Savoyen nach Fontainebleau gefangen abgeführt, um die schwersten Leiden in der Gefangenschaft durchzumachen! Napoleon I. wollte, daß der Papst auf den Kirchenstaat gegen eine jährliche Rente Verzicht leiste. „Lieber sterbe ich in der Gefangenschaft, als daß ich mein Gewissen mit einem solchen Verbrechen, mit solcher Treulosigkeit belaste.“ So antwortete Pius. Verdrossen, bei einem Greise, den er in seiner Gewalt hatte, so viel Festigkeit und Mut zu begegnen, und empört, daß es einen Menschen auf Erden gebe, der ihm zu widerstehen wage, schrie Napoleon: „Brechen wir ab, Herr Papst; da Sie meine Freundschaft nicht wollen, sollen Sie die Wirkung meiner Feindschaft spüren.“

„Sire“, erwiderte der Greis, „Ihre Drohungen lege ich zu den Füßen des Gekreuzigten nieder und überlasse Gott die Sorge, meiner Sache sich anzunehmen, welche die Seinige ist; der alte Gott lebt noch.“

„Der alte Gott lebt noch, sagen Sie? Was hoffen Sie denn von ihm?“

„Daß er der Kirche zu Hülfe kommen und sie schützen werde bis an's Ende der Zeiten, wie er es versprochen.“

„Das sind großartige Versprechungen,“ erwiderte Napoleon, sich mehr und mehr erheitzend; „wir werden sehen. Ich bin aber weder mit dem Papst noch mit der Kirche dieses alten Gottes zufrieden. Vielleicht gründe ich noch aus eigener Machtvollkommenheit eine Staatsreligion, die nicht den Statthalter Jesu Christi, sondern den Kaiser selbst zum Haupte hat.“

„Sire, Sie überschätzen Ihre Macht.“

„Ich kann alles in Europa,“ sprach zornig der Besieger so vieler Völker, und kann den Eigensinn eines Greises, der sich der Stellvertreter des alten Gottes nennt, nicht brechen! So möge denn der Unbeugsame in unserer Gefangenschaft sterben.“

„Bedenken Sie wohl, mein Fürst,“ sprach der erhabene Gefangene, „alle Verfolger sind zu Grunde gegangen, die Kirche aber besteht. Sie verfolgen die Kirche und halten mich gefangen, aber ich lebe trotz all meiner Schmerzen und Leiden. Ich lebe, um dereinst zu sehen, wie die Hand des alten

Gottes Sie ereilt. Ist Ihr Maß voll, so werden Sie das Los der Verfolger teilen.“

Nie hatte Napoleon solche Worte vernommen. Ermüdet ließ sich der Papst auf seinem Lehnstuhl nieder, indes der Beherrscher Europas, rot vor Zorn, das Zimmer mit den Worten verließ: „Der alte Gott zerschmettert nur Toren; gegen den Kaiser

vermag er nichts. Sie aber, Herr Papst, werden meinen Zorn fühlen.“

Auf St. Helena erinnerte sich der Gefangene Napoleon jener Szene von Fontainebleau, und zu Graf Joseph de Bethel, der mit ihm auf St. Helena war und auch jener Besprechung auf Fontainebleau



Die am 7. April mit dem Ehrw. Br. Edmund Kipper von Köln a. Rh. nach Mariamhill abgereisten Postulanten, von links nach rechts: Stehende Reihe: 1. Jof. Wils, Kaufm. 2. E. Wibel, Kaufm. 3. A. Trenel, stud. phil. 4. Leop. Oberst, Landwirt. 5. Jof. Schneidgen, Schreiner. Sitzende Reihe: 1. Fr. H. Kler. 2. Dr. Edmund. 3. H. Penning, stud. phil.

beigewohnt halte, sprach er die denkwürdigen Worte: „Wahrlich, mein lieber Freund, der alte Gott lebt, um die Unterdrücker desjenigen zu zerschmettern, der hier auf Erden seine Stelle vertritt. O könnte ich doch all denen, welche eine Machtstellung auf Erden einnehmen, zurufen: „Machtet den Stellvertreter Jesu Christi! Bekämpfet nicht den

Papst, unterdrückt ihn nicht! Tut Ihr es doch, so werdet Ihr von der rächenden Hand Gottes erdrückt werden, der selber den Thron des heiligen Petrus beschützt.“

Joseph de Kethel erreichte ein hohes Alter. Als Napoleon III. im Jahre 1864 sich verpflichtete, die französischen Truppen aus Rom zurückzuziehen und Pius IX. sich selbst zu überlassen, eilte de Kethel zum Kaiser und beschwor ihn, Pius IX. nicht seinen Feinden preiszugeben. Graf Joseph de Kethel erinnerte den Kaiser an die soeben erzählte Szene auf Fontainebleau und Napoleon I. Geständnis auf St. Helena.

„Das ist freilich merkwürdig“, war die Antwort Napoleons, „der Zufall hat wirklich den Worten des Papstes eine gewisse Wahrscheinlichkeit verliehen.“

De Kethel sah ein, daß weitere Vorstellungen nutzlos seien; er schloß mit den Worten: „Wenn Frankreich es zuläßt, daß Pius IX. beraubt, der Willfür seiner Feinde überliefert und in Gefangenschaft gehalten wird, dann werden auf's Neue fremde Nationen Frankreich verwüsten und Ev. Majestät werden das Los ihres Onkels teilen.“

Der Kaiser hatte keine andere Antwort als: „Genug, ich danke Ihnen für Ihre Warnungen.“

Am 2. September 1870 übergab Napoleon III. auf Bellevue bei Sedan dem König von Preußen seinen Degen. Darauf soll er gesagt haben: „Die Warnung meines Onkels geht in Erfüllung: greift den Papst nicht an und unterdrückt ihn nicht, sonst werdet Ihr von der rechten Hand des Gottes erdrückt, welcher den Thron Petri beschützt. Mein Schicksal ist ein neuer Beweis für diese Wahrheit.“

Kaiser Paul und sein Offizier.

Wie in allen großen Städten, so galt auch in Petersburg in der Mitte des vorigen Jahrhunderts das Polizeigesetz, daß man auf den Straßen nicht so rasch fahren darf. Kaiser Paul hatte diesen Befehl von neuem einschränken lassen, weil kurz zuvor einige Personen überfahren worden waren. Eines Nachmittags fuhr der Monarch in einem leichten Wagen über den Isaaksplatz. In der Ferne sah er einen Offizier, der auf einer einspännigen Britschke selbst kutschierte, in gestrecktem Trab über den Platz fahren. Der Unmut überwallte den Kaiser; er befahl dem Kutscher, den Offizier einzuholen.

Als der letztere jedoch den Kaiser hinter sich herkommen sah, wollte er ihm ausbiegen und fuhr nach der blauen Brücke. Der Monarch folgte ihm. Er lenkte rechts in die Maski-Perspektive; der Kaiser hinter ihm drein. Jetzt erst merkte der Offizier, daß es auf ihn gemünzt sei. Er ahnte nichts Gutes, und ohne eigentlich zu wissen, wodurch er die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich gezogen hatte, suchte er derselben möglichst zu entgehen und ließ nun seinen flinkhufigen Kosaken nach Möglichkeit ausgreifen.

Je schärfer er zufuhr, desto schneller folgte ihm der Kaiser; er war nur noch dreißig Schritte hinter ihm. Eine panische Furcht überfiel den Offizier.

Erreichte ihn der Kaiser, so glaubte er sich verloren.

Jetzt galt es sein Glück, sein Leben! Auf seinen Kosaken konnte er sich indessen verlassen; dem

Renner die Zügel lassend, jagte er die meilenlange Straße wie ein Rasender hinab.

Alles, Menschen und Wagen wichen auf die Seite. Die leichten Räder flogen wie Windeswirbel über das funkenprühende Pflaster; des Kaisers Wagen war dicht hinter ihm. Der Verfolgte schrie auf das Pferd ein und gab ihm jetzt den ersten Hieb.

Nun aber flog das Roß gleichsam durch die Luft mit dem Wägelchen. In wenigen Minuten war er dem Kaiser aus dem Gesicht verschwunden.

Langsam fuhr der Leutnant durch das Tor und eilte noch eine große Strecke auf dem Wege nach Strebna weiter.

Als der Kaiser sah, daß er den Flüchtling nicht erreichen konnte, wendete er sich äußerst übelgelaunt um, ließ augenblicklich den Generalmarisch schlagen und gab den Befehl, daß der Offizier, der auf dem Sammelplatz seines Regiments fehlen würde, arretiert und morgen früh um zehn Uhr ihm vorgeführt werden sollte.

Bei sämtlichen Regimentern der Residenz fehlten siebenundzwanzig Offiziere. Sie waren im Augenblicke des Lärmenschlagens außerhalb der Stadt gewesen und wurden, sowie sie an das Tor kamen, arretiert und dem Monarchen am anderen Morgen im Winterpalast vorgestellt. Unser Flüchtling stand mitten unter ihnen.

Der Kaiser trat in den Parolesaal, sein Blick war düster, und selbst der Unerfrodenste mußte zittern, wenn er diesem unumschränkten Monarchen im Augenblicke der Verstimmung ins Auge sah.

Der Kaiser ging die Reihe der Offiziere langsam durch. Er musterte, ohne ein Wort zu sprechen, jeden genau, erkannte aber den Gesuchten nicht wieder. Noch verstimmt durch das Fehlschlagen dieses Versuches stellte er sich vor die Front der Vorgesetzten und hob in strengem Tone an:

„Es ist einer unter euch, der gestern meinen gerechten Unwillen erregt hat. Ich habe verboten, auf den Straßen rasch zu fahren. Dieser eine jagt, meinem kaiserlichen Befehle zum Trotz, wie ein Besessener durch die Stadt, zum Tore hinaus! Ich lasse die Regimenter sich versammeln, um zu sehen, wer der Fehlende ist, und es fehlen siebenundzwanzig. Siebenundzwanzig Offiziere einer Garnison sind nicht auf ihrem Platze! Ich will ein Exempel statuieren, das den Offizieren meiner Petersburger Regimenter gewiß im Andenken bleiben soll: Ihr alle sollt bis auf weiteres nach Sibirien! Die Ribitten stehen schon zu eurem Transport bereit! Marsch!“

Die ganze Front stand vor Schreck wie eingewurzelt.

Da trat ein junger, schlanker Mann aus der Reihe, legte die Hand auf die klopfende Brust und beugte sich vor dem Monarchen.

„Euer Majestät Ungnade“, sagte er mit bebender Stimme, „falle auf mich, auf mich allein; meine Kameraden sind schuldlos! Bis jetzt war es noch keinem Offizier untersagt, in dienstfreien Stunden außerhalb der Linien der Stadt zu sein. Ich allein bin der schuldige Teil.“ Mehr konnte der junge Mann nicht sprechen, er hatte keinen Atem, keine Luft mehr in der gepreßten Brust. Durch seinen Körper flog ein leises Zittern, das Blut wich ihm aus dem Gesicht.